

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Zeitung. 1784-1933 1924

190 (16.8.1924) Wissenschaft und Bildung

Wissenschaft und Bildung

Beilage zur Karlsruher Zeitung · Badischer Staatsanzeiger

Samstag, den 16. August 1924

Das russische Volkslied

Von Hans Benzmann

Im Volksgefange vereinigt sich die ganze Fülle des russischen Kunstgenies. In ihm lebt die slawische Seele, in ihm offenbart sich das eigentümliche und urwüchsige, der Melancholie ebenso wie der unbefangenen Heiterkeit zugeneigte Wesen des russischen Menschen, dieses großen stundes. „Slowa“ ist die gemeinschaftliche Bezeichnung für Wort und Lied. Das beredte, gefangreiche (Slowansky, Slowny), so nennt sich das Volk selber, im Gegensatz zu anderen Völkern, die es als die Stummen bezeichnet. Auch den Deutschen nennt es „Kjemez“, das heißt Stimmen. Das Lied tönt dem Russen ewig von den Lippen. Bei jeder Verrichtung, trotz Drang und Entbehrungen, unter der härtesten Arbeit, beim Pflügen, beim Ernten, beim Dreschen des Getreides, während Sichel und Beil schwirrt, indem sie schwere Granitblöcke fortwälzen oder die Lasten der Schiffe ziehen, singen die russischen Menschen. Sie singen im Glend und im Kerker.

Das russische Volkslied ist daher in seiner Masse nicht erfassbar. Es ist in jeder Beziehung vielseitig, es umfaßt alle Typen, vom kleinen Liede bis zur Ballade und zum Heldentied und innerhalb des Liedes alle Arten des Volksliedes, eigentliche Lieder, Braut-, Hochzeits- und Gesangslieder, Hirten-, Jäger- und Fischerlieder, Wiegen-, Tanz- und Spiellieder, Soldaten- und Kriegslieder, Traum-, Geister- und Zaubrierlieder, Fabellieder, Rätsel-, Scherz- und Spottlieder usw. Hinzu kommt die Masse der sogenannten historischen Volkslieder. So umfaßt das russische Volkslied natürlich auch alle Stimmungen der menschlichen Seele wie alle Lebensverhältnisse, wie alle Beziehungen der Menschen zueinander.

Aus der großen Masse aber hebt sich wie ein verschleiertes Geisterantlitz der Gesamtcharakter des russischen Volksliedes, dessen sich ferner deutlich einige besonders charaktervolle Typen. Der Gesamtcharakter wird bestimmt durch das Wesen des Volkes selbst, durch jene ewige Sangesfreude, durch jenes heiter-melancholische, unbefangene und geschwätige Wesen. Es ist, als wolle sich der Russe über alles Leid, über alles Glend, über das Sein und den Sinn der Dinge hinwegsetzen, mit vielen Worten und vielen Klängen, mit Wort- und Klangspielen. Ein weiter-melancholischer Fatalismus, ein ewig glänzendes, sich wiederholendes Spiel der Gefühle, Bilder und Klänge gleicht alles aus. Dieses Moment hat dem russischen Volksliede die Gleichförmigkeit, den immer wieder erkennbaren Grundton gegeben. Fast alle Lieder sind gefällig, ja geradezu geschmackvoll in der Sprache, im Aufbau, im An- und Abschwellen der Stimmung. Sie mögen lieblich und melodisch zur Naute klingen und dann das Herz tief bewegen. Aber sie greifen nicht eindringlich und tief ins Herz hinein, wie das deutsche Volkslied es tut.

Selbstverständlich gibt es nun viele Lieder, in denen die russische Stimmung durch die Mitteilung von Eigennamen und Ortsnamen, von spezifisch russischen Gebräuchen und Sitten sofort angeschlagen wird, die also „russisch“ wirken. Weiter gibt es solche, in denen gewisse Lieblingsvorstellungen, -vergleiche, -bilder oder gewisse Situationen, zum Beispiel die mit dem verwundeten Kossaken, wiederkehren. In der Mehrzahl jedoch sind die Lieder natürlich rein menschlich gestimmt, nur unter leiser, unbewußter Betonung des russischen Milieus. Nach

ihnen — dem Hauptcharakter — ist die russische Volkspoesie ihrem Wesen nach zu beurteilen. Ich gebe von solchen Liedern ein sehr charakteristisches wieder, dessen Motiv und Ton oft wiederkehren.

Nebel birgt die schöne Sonne, Nebel;
Ist vor Nebel nicht zu schau'n die Sonne.
Harmvoll ist die schöne Maid und traurig,
Niemand kennet ihren stillen Kummer;
Nicht die eignen Eltern wissen ihn,
Noch das Schwesterlein, das weiße Täubchen.
Du betäubte, schöne Maid, betäubtel
Kannst des bösen Grams dich nicht erwehren,
Kannst vergessen nicht den süßen Freund,
Nicht bei Tage, noch bei nacht'ger Weile,
Nicht beim Morgen-, noch beim Abendrot?
Sprich in ihrem Gram die schöne Maid:
Werde dann den süßen Freund vergessen,
Wenn die schnellen Füße mir versagen,
Watt sich senken meine weißen Hände,
Sich mit Sand die Augen überfüllen,
Dretter meine weiße Brust bedecken!

(F. v. Goethe).

Es ist das Motiv von dem verlassenen Mägdelein, das in allen Volkspoesien wiederkehrt. Man beachte, wie flüchtig und fein durchgearbeitet hier die Darstellung ist, wie durch Wiederholungen die Stimmung quälend hin und her gewendet wird; man beachte ferner den elegischen, monotonen Grundton, die leise Musik der Worte, die vor sich hinsummende Melodie. Das alles ist charakteristisch für das russische Volkslied.

Und nun einige für die russische Volkspoesie besonders charakterisierenden Typen des Volksliedes. „In keine von ihren Liedern haben die Slawen im allgemeinen und die Russen im besonderen so viel Herz und Gemüt hineingelegt, als in die Lieder, welche zwei der vornehmsten Ereignisse des Menschenlebens zum Gegenstand haben — die Ehe und den Tod“ — sagt Alexander v. Reinholdt in seiner „Geschichte der russischen Literatur.“ Die Hochzeitslieder, die Lieder, welche überhaupt das Verhältnis von Mann und Weib befehlen, und die Totenklagen andererseits bieten nicht nur eine Fülle kulturhistorischen Stoffes, sondern sind auch von einer seltenen Poesie und einer wahrhaft rührenden Gefühlsmäßigkeit getragen; sie geben andererseits auch Kunde von der innigen Freude des Volkes an Scherz und Spott, an leichter, gefälliger Bildlichkeit. Der Vergleich mit Vögeln, mit Schwänen, Enten, Tauben für die Frau, mit Falken, Adlern für den Mann, kehrt oft wieder. Er läßt uns an die weiten Steppen und Moore, an die vielen Gewässer Rußlands denken. Ich gebe ein typisches Hochzeitslied wieder:

Sintern Walde, dunkeln Walde,
Sintern Bergen, hohen Bergen,
Fliegt hervor ein Schwarm von Schwänen,
Fliegt hervor ein Schwarm von Gänzen;
Riß ein Schwarm mit weißen Federn
Los sich von dem Schwarm der Schwäne
Und gefellte sich zu jenem,
Zu dem Schwarm der grauen Gänse.
Weiß der Schwarm mit weißen Federn
Wie die Gänse nicht zu schnattern,
Ei, da zwickten ihn die Gänse,
Bis er jammernd sich beklagte:

„Zwick mich nicht, ihr grauen Gänse,
Flog ja nicht zu euch von selber,
Mich verschauchte ja der Sturm.
Riß die schöne Theodora,
Riß die schöne Andrejewna
Los sich von dem Schwarm der Mädchen;
Mitten zwischen junge Weiber;
Weiß die schöne Theodora
Nicht das Gäubchen recht zu tragen;
Ei, da schmäheten sie die Weiber,
Bis sie herbe Tränen weinte:

„Schmäh mich nicht, ihr alten Mütter!
Fuhr ja nicht zu euch von selber,
Fuhr ja nicht zu euch mit Willen;
Mich entführten ja die Kasse,
Mich Affens geriet'ne Kasse.“

(F. Wennig).

Uralte russische Sitten und Gebräuche spiegeln sich noch in diesen Hochzeitsliedern, aus jener Zeit, da der Wille des Familienvaters, des ältesten Familiengliedes, Gesetz war und die Töchter nicht gern aus dem Hause gegeben wurden. Die Lieder schildern gern Fälle gewalttätiger Entführung, später des Kaufes.

Unsere Wachtel sang
Gestern Nacht voll Klang,
Sang die ganze Nacht
Wie's am Morgen tagt,
Nicht zu hören mehr,
Goldner Käfig leer,
Falken hergeflogen,
Wachtel mitgezogen,

Unsere Kastinfa,
Schöne Andrejewna,
Weint die ganze Nacht,
Wie's am Morgen tagt,
Nicht zu hören mehr,
Frauenerker leer,
Sind Vojaren gekommen,
Haben sie mitgenommen. (F. v. Goethe).

In den Hochzeitsliedern erscheint der Bruder oft als der nächste Beschützer des Mädchens. In dem folgenden Liedchen spielt er eine höchst zweifelhafte Rolle:

Mein lieber Bruder,
Du blauer Tauber,
Verkauf nicht, o Bruder,
Die teure Schwester;
Verlange hundert (Rubel),
Verlange tausend,
Ja, hunderttausend,
Und ganze Städte,
Dah nicht, o Bruder,
Mit Rüßen dich locken,
Nimm nicht die Äpfel,
Die der Wurm benagt hat!

(v. Reinholdt).

Und ein anderes, in dem der Vater nicht gerade glimpflich behandelt wird:

O Trinker, Bertrinker,
Andotjas Väterchen;
Vertrankt deine Tochter,
Beim Fäßchen Wein,
Vertrankt dein Kind

Deutsche Barockdichtung

Es ist erstaunlich, wie in den letzten Jahren plötzlich das lange vernachlässigte, verachtete 17. Jahrhundert in Mode kommt. Plötzlich entdecken wir aus der Barockzeit unserer Zeit heraus, wie sehr zu Unrecht man die Literatur des 17. Jahrhunderts immer wieder mit klassischem Wertmaßstab gemessen und daher verurteilt hat. Aus dem Formwillen gegenwärtiger Kunst heraus erwacht unser Verständnis für den ähnlich gerichteten Formwillen des 17. Jahrhunderts.

Jetzt ist es auch zu hoffen, daß die noch immer nicht geschriebene Literaturgeschichte des 17. Jahrhunderts uns endlich geschenkt werden wird. Am weitesten zu diesem Ziel gelangt ein Werk, das der Wiener Literaturwissenschaftler Herbert Gysarz soeben hat erscheinen lassen: „Deutsche Barockdichtung“ (S. Gieseler, Leipzig). Nicht Abschlus, sondern Anstoß ist der Wille dieses Buchs und seiner Synthese: der ersten umfassenden Darstellung unseres literarischen Barock. . . . Es unternimmt den so benannten Organismus nicht durch Übertragung kunstgeschichtlicher Begriffe zu bestimmen, vielmehr durch selbstbedingte Formung eines dichterischen Gemeingebilds und Gesamtcharakters. Das kann indes erst aus dem Gange der deutschen Renaissance erkannt werden. So greift das Werk vielfach in die Vor- und in die Folgezeit hinaus; der Hauptstrom zieht von Luther bis zu Goethe.

Damit untreibt Gysarz die selbstgestellte Aufgabe, die er auch, das sei mit allem Nachdruck vorangestellt, glänzend erfüllt hat trotz aller Einwendungen, die sich im Einzelnen ergeben. Gysarz schrieb ein überaus kluges,

fast zu kluges Buch voll strömenden Beziehungsreichtums, der sich bis zur Verwirrung des Lesers steigert. Ein sprühender Geist erstrebt aus absoluter Beherrschung des Materials heraus das Wesenhafte hinter den Formgestaltungen zu erkennen, wobei er, detaillierte Formbeschreibung im allgemeinen vermeidend, zu sprachreichen, geistvollausdeutenden Paraphrasen gelangt. Gerne hätte ich allerdings eine stärkere Betonung der charakteristischen Einzelheiten barocken Stilwillens durch eingehende Betrachtung von Einzelformen der Dichtung gesehen und ich sehe auch nicht ein, warum er von vornherein so strenge die Übertragung kunstgeschichtlicher Begriffe ablehnt, denn daß dadurch vieles zur Erkenntnis von Dichtungen erreicht werden kann, haben doch schließlich die Forschungen Walzels und Frits Strichs gerade für die Barockdichtung bewiesen. Gewiß hebt auch Gysarz Einzelheiten hervor, besonders in dem glänzenden, den Höhepunkt des Buches bildenden Kapitel über Besen, doch meistens sind es Zusammenfassungen, die übrigens nicht immer richtig rubriziert sind, so etwa, wenn er schreibt: „Da sind einmal die Familien der alliterierenden Verba, die als fertiger Ausputz bereit hängen: sinken — sinken — blinken, säuseln — bräuseln — kräuseln, schimmern — wimmern — glimmern, zittern — stittern — splittern und viele ähnliche.“ Und auch die vergleichsmäßige Anwendung kunstgeschichtlicher Begriffe vermeidet Gysarz trotz seiner strengen Ablehnung nicht; so lesen wir schon in der Einleitung von „gemessener Architektonik“, „gestuftem Farbenakkord“, wir finden den Satz: „Dort flächige Rhetorik, hier raumfassende Architektonik“, der direkt einem Wölflinschen Kategorienpaar nachgebildet scheint. Um

den deutschen Charakter barocken Formwillens zu erweisen, hätte es sich gelohnt Vergleiche und Parallelen mit skaldischer Dichtung zu ziehen; dadurch hätte Gysarz Ziel der Wesenschau nur gewinnen können. Diesem zusammenfassenden Ziele dürfte es wohl auch zuzuschreiben sein, daß das Schaffen der beiden Größten des Jahrhunderts: Gryphius und Grimmelshausen, obwohl ihnen ein eigenes Kapitel gewidmet, verhältnismäßig wenig Raum in der Darstellung findet, insbesondere gilt dies von der gryphischen Dramatik, die wie die gesamte Dramatik und Ethik der Barockzeit sehr tiefmütterlich behandelt wird, was allerdings in der Gleichsetzung von Barockdichtung mit Barocklyrik seine Erklärung finden dürfte. Durch eine stärkere Veranschaulichung komischer Produktion, wie sie sowohl selbständig als in Zwischenspielen hervortritt, hätte gerade der wahre Wirklichkeitsinn der Barockzeit, wie er in Romanepik sichtbar wird, unterstrichen werden können.

Und dennoch bleibt trotz aller Einwände, die insbesondere auch gegen den „barocken“ Darstellungsstil, der aus allzu großer Fülle häufig an Klarheit einbüßt, erhoben werden könnten, das Werk überaus wertvoll, indem es, großzügiger und tiefer schauend denn je zuvor, die gesamte Barockdichtung der 17. und der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, ich möchte sagen, phänomenologisch betrachtet und sie zusammenfassend in glänzender Weise gegen Vorausgehendes und Folgendes abgrenzt. Niemand, der sich mit diesem Zeitraum literarisch beschäftigt, wird hinfort an dem nicht nur kenntnis-, sondern erkenntnisreichen Buche vorbeigehen dürfen.

Karl Soll.

Beim Schälchen Wein,
Bekrankst dein Lächeln
Beim ledernen Mahle!

„Die Totenklagen sind auf demselben, halb mythischen, halb christlichen Boden aufgesprossen wie Volkspoesie überhaupt. Die Natur scheint mit den Klagen zu trauern, das Sterben wird mit dem Untergang der Sonne hinter Bergen und Wäldern verglichen, der Tod erscheint bald als schwarzer Kabe oder als blaue Taube oder als rätselhafter Vogel überhaupt, bald als ein junger Bursch, dann wieder als Bettelweib, als schönes Mädchen oder als junge Frau.“ Das Jenseits wird verschieden gedacht, es wird meist unbestimmt, immer phantastisch und mit heidnischen Vorstellungen geschildert. Entweder nimmt den Toten die „schöne Mutter Erde“ auf, oder er fliegt empor zu den Planeten, „wohin weder Winde noch lebendige Wesen dringen“, oder endlich er kommt auf eine mythische „Insel Bujan“, die in ewigem Wälderschmud prangt und keine aller Lebendigen in sich birgt. Dort wohnen die Verstorbenen in ihren Häusern. . . . Ebenso ist auch der Begriff des Schicksals durchaus fatalistisch gedacht: das Schicksal wird als etwas Unabwendbares, Prädestiniertes und überdies fast immer Unheilbringendes aufgefaßt. Alles dies ist ungemein charakteristisch für das Wesen und die Seele des russischen Volkes. Eine typische Erscheinung sind ferner auch die Festlieder und Reigen, die ebenfalls noch auf heidnische Vorstellungen zurückzuführen sind. So wurden die Kolsada-Lieder (Kolsada von Calendae), die heute am Weihnachtsfeste gesungen werden, einst zu Ehren des Sonnengottes um die Zeit der Winterabende gesungen. Das Kolsada-Fest ist nicht nur das Fest der Wiedergeburt der Sonne, sondern auch des Wiedererwachens des Sommers. Unter der Kolsada hat man sich offenbar eine ursprünglich weibliche Lichtgottheit zu denken, denn noch heute wird die russische Braut durch ein weißgekleidetes Mädchen dargestellt bei den Umzügen. Ebenso wird der Einzug des Frühlings in Liedern, den sogenannten Mesnanki (Mesna, Frühling) gefeiert. Das bekannteste Fest dieser Art ist die Maschanica (Fasnacht, Putzwoche) zwischen Weihnachten und Fasten oder am Ostersonntag. In diesen Liedern wird die Wiederkehr des Frühlings gepriesen, wobei die Göttin Lada erwähnt wird.

Segne du uns Mutter,
O Mutter Lada, unsere Mutter,
Wir rufen den Frühling,
Vertreiben den Winter!
Den Winter ladet auf die Fähr,
Der Sommer kommt im kleinen Boot.

Ein Kapitel für sich bilden die lyrisch-epischen Volkslieder im Balladencharakter und die ältesten Heldenlieder, die sogenannten Dnylen, die auf wacke Mythen und Sagen zurückweisen. Ein weiteres Kapitel bilden die Volkslieder der Kosaken und die sogenannten historischen Volkslieder, in denen sich die Kämpfe der Russen mit Tartaren und Türken spiegeln. Und endlich ist die Volkspoesie der Ukraine als ein Sondergebiet zu betrachten.

Zeitschriftenschau

„Neue Frauenkleidung und Frauenkultur“, Zeitschrift für persönliche, künstlerische Kleidung, Körperkultur und Kunsthandwerk. Mit Schnittmuster und Handarbeitsbogen. Herausgegeben von der Werkstätte für deutsche Frauenkultur Karlsruhe. 20. Jahrgang 1924, Heft 4 (August). Verlag G. Braun, G. m. b. H. in Karlsruhe. Preis 11. Halbjahr 1924 3 Hefte 3 Mk., Einzelheft 1,20 Mk.

Aus dem Inhalt des August-Hefes: Frau und Ehe im Wandel der Zeiten. Von Elise Hoffmann. — Kulturhistorische Kuriosa. Von Alexander v. Gleichen-Rudowim. — Neue Wege unserer gewerblichen Kunst. Von Dr. Fritz Tögel. — Wandern. Von Turnlehrer Neubert. — Die Wirkung der Kontrastfarben. Von Karl Wilsch. — Die Hausfrau als Kulturträgerin. — Volkstracht und Frauenkultur. Von Otto Reil, Schiltach. — Scherenschnitte. — Zum Lilliburgzug. — Wettbewerb. — Modeschau in Saarbrücken. — Wälder für Wohlfahrtspflege. — Geflochtene Schuhe. — Bilderteil: Aus der Ausstellung der deutschen Werkstätte Berlin (3 Abb.). — Aus der Haas-Gehe-Werkstätte der Kunstgewerbeschule Berlin (2 Abb.). — Aus der Putzwerkstätte Marie Schapke, Karlsruhe (1 Abb.). — Aus der Ausstellung des Saarverbandes selbständiger Schneiderinnen (2 Abb.). — Kleidmodelle der Kunstgewerbeschule Stuttgart (4 Abb.). — Brautkleider (3 Abb.). — Aus der Werkstätte für künstlerische Handweberei Berlin-Galensee (1 Abb.). — Aus der Werkstätte Brunner-Knorr, Weimar (1 Abb.). — Aus der Werkstätte Breuninger, Stuttgart (1 Abb.). — Stickerien (13 Abb.). — Scherenschnitte (4 Abb.).

Die öffentliche und private Wohlfahrtspflege in Deutschland. Unter diesem Titel hat Landesrat Dr. Bruno Jung in Münster i. W., Dezernent des Landesfürsorgeverbandes Westfalen, in der Staatsbürger-Bibliothek, Heft 118/119, München-München 1924, Volksvereins-Verlag G. m. b. H., eine Schrift erscheinen lassen, die die durch die Reichsverordnung über die Fürsorgepflicht vom 13. Februar 1924 neuorganisierte Wohlfahrtspflege in übersichtlicher Weise darstellt. Die Schrift ist außerordentlich anregend und interessant geschrieben und berücksichtigt wohl alle durch die genannte Reichsverordnung neueregelten Fragen. Sie geht insbesondere eingehend auf die Entstehungsgeschichte der Reichsverordnung ein und erörtert das Verhältnis der öffentlichen und privaten Wohlfahrtspflege. Wenn sie auch im wesentlichen auf preussische Verhältnisse abgestellt ist, so hat der Verfasser doch nicht vernachlässigt, auch Seitenblicke auf die Regelung des Gebietes der Wohlfahrtspflege in den Ländern zu werfen; selbst badische Verhältnisse sind an vielen Stellen benannt. Demjenigen, der sich einen Überblick über die gesamte Neuorganisation der Wohlfahrtspflege verschaffen will, sei die Schrift angelegentlich empfohlen. Bei dieser Gelegenheit kann auch auf die im Verlag G. Braun G. m. b. H. in Karlsruhe in Kleinformat erschienenen „Kunst. Erläuterungen des Bad. Arbeitsministeriums über die gleiche Materie hingewiesen werden, die nicht nur den Text der Reichsverordnung und der badischen Ausführungsverordnung enthalten, sondern auch eingehende amtliche Erläuterungen des badischen Arbeits-

In der Wildnis des Caimarachi

Wir entnehmen diese Leseprobe dem kürzlich erschienenen Werke „Der Schmetterlingsjäger vom Amazonasstrom“ von D. Michael. (Verlag Deutsche Buchvertriebsanstalt, Dresden, Nr. 450 in Halbleinen ohne Sortimentszuschlag.) Der Verfasser verbrachte 33 Jahre in den Gebieten des Amazonasstroms, wo er den seltenen Beruf eines Schmetterlingsjägers ausübte, Land und Leute gründlich beobachtete und kennen lernte, und eine Fülle seltenster Erkenntnisse und Abenteuer aufzeichnen konnte.

Die Schreden unserer Flußreise nach Tarapoto waren allmählich verblüht, die Fiebererscheinungen, unter denen mein Schwager und ich als Folgen dieser Wanderung zu leiden hatten, waren glücklich überstanden, und so konnten wir im Oktober unseren Wohnsitz ganz nach Tarapoto verlegen. Selbstverständlich war mit Frau und Kind nicht daran zu denken, den Landweg einzuschlagen. Ein Teil dieser so beschwerlichen Reise konnte ihnen wenigstens dadurch erspart werden, daß wir mit einem Kanoe über den Pongo del Caimarachi fuhren. Am dritten Tage der wenig angenehmen Fahrt gelangten wir an die Mündung des Caimarachi, eines kleinen Gebirgsflusses, in den wir nunmehr einfuhren. Nach weiteren zwei Tagen legten wir bei dem kleinen Orte Santiago an. Hier befand sich an der gegenüberliegenden Seite des schmalen Flusses eine verlockende Sandbank, auf der wir unser Nachtlager aufschlugen. Bald prasselte da ein lustiges Feuer, und nachdem wir unsere Mahlzeit verzehrt hatten, richteten wir uns für die Nacht ein. Mein Schwager bereitete sich mit unseren fünf Indianern ein Lager auf der Sandbank, meine Frau blieb mit unserem Jungen im Kanoe, ich aber holte mein Feldbett heraus und schlug es am unteren Ende der Sandbank auf.

Ich mochte schon eine ganze Weile tief geschlafen haben, als ich mich plötzlich wachgerüttelt fühlte, und der Steuermann mit aufsprang: „O Patron, das Hochwasser kommt!“

Im Nu war ich aus meinem Feldbett, welches gerade mit mir abschwimmen wollte, und stand schon bis über die Arme in der reißenden Flut. Wie wir alle ins Kanoe kamen, weiß ich selber nicht, denn mein Bett wollte ich doch nicht dem Strome überlassen. Genug, wir ruderten mit angepanntesten Kräften dem anderen, höheren Ufer zu. Kaum waren wir dort in Sicherheit, als die Strömung mit furchtbarer Gewalt heranbrauste, und es kam uns der ihrorn Anblick zum Bewußtsein, daß wir mit knapper Not dem Untergange entkommen waren. Wir hatten beim Aufschlagen unseres Lagers gar nicht an die Uberschwemmungen der Tropen gedacht, wo es häufig vorkommt, daß Flüsse infolge starker Niederschläge in entfernteren Gebieten plötzlich reißend werden, und nach kurzer Zeit wieder ihr altes Bett verlassen. Wir erwarteten nur bei Santiago den folgenden Morgen, um unsere Reise im Boote wieder fortzusetzen. Aber auch dieser Tag sollte nicht ohne Aufregungen vorübergehen. Die Fluten des Caimarachi hatten sich so stemmlich verlaufen, sonst hätten wir ja nicht wagen können, weiter zu fahren, und so waren wir ein gutes Stück voran gekommen, als wir plötzlich bei Einmündung eines Nebenflusses, in eine Stromschnelle gerieten, die im Nu unser Kanoe erfaßte und es herumwirbelte wie ein willenloses Stück Holz. Dann wurden wir hochgehoben und mit solcher Macht nach dem Ufer zu geworfen, daß ich schon im Geiste unser Boot gekentert und uns alle mit den Wellen ringer sah. Nur der Umsicht unseres Steuermannes und dem Einsatz aller Kräfte der Indianer war es zu verdanken, daß dieses Unglück vermieden wurde. — Ehe wir am folgenden Tage in den Pongo del Caimarachi kamen, mußten wir an einem Wasserfall vorüber, der auch nicht ganz gefahrlos für die Boote ist. Einige hundert Meter weiter oben stürzt sich, tosend über große Felsblöcke, der Rio Juricacu zu Tal, um in den schwarzen Caimarachi zu münden, und es gehen gerade an dieser Stelle jährlich viele Menschenleben und Güter zugrunde, so unbeschwerlich ist die Wirkung der Wasserfälle auf die Kanoes.

Nachdem wir alle diese Fahrnisse glücklich überstanden hatten und in dem ruhigeren Wasser des Caimarachi fuhren, tauchte in der Ferne die „Punta de Dianau“ auf, an die ich gar nicht gerne erinnert wurde, denn für unsere ganze Reisegesellschaft war es nun bald die Aufgabe, diesen Hügel zu überklettern. — Am Lande befand sich ein Lagerhäuschen, in dem die von den Bergen ober von Juricacu kommenden Waren einzuweisen solange aufgestapelt wurden, bis der Besitzer sie durch indianische Träger abholen ließ. Wir hatten bereits einige Gepäcksstücke nach Tarapoto beordert. Nur aber unsere gemeinschaftliche Reise zu bewerkstelligen, bedurften wir noch sechs Träger, die wir zur Zeit nicht aufstreiben konnten. Es wurde nämlich gerade Allerheiligen gefeiert, ein hoher Festtag für die Indianer, schon deshalb, weil sie sich dabei zu betrinken pflegen. Selbst verschiedene Tage nach dem Feste verläßt kein Indianer sein Haus. Erst wenn alle Chicha und aller Masato bis auf den letzten Rest vertilgt sind, und der Rausch verflüchtigt ist, raffen sich die indianischen Wiedermänner zu neuen Taten auf.

Nun sahen wir also im Tale bei unserem Gepäcke und den Indianern lange gut. Unsere Reisegehrung begann sich zusehends zu lichten, unser Kaffee war alle, die Milch für unser Kind ging zur Neige, und weit und breit keine Ansehbarkeit, keine Gelegenheit, Einkäufe zu machen. Vor uns aber lag der mühselige Weg zur „Punta de Dianau“. — Da machte ich mich denn auf nach Tarapoto, um das Notwendigste zu besorgen. Am anderen Tage langte ich dort an, kaufte alles, was die Meinen zur Nahrung nötig hatten, und wanderte darauf eiligst zurück nach San Antonio.

Inzwischen begann hier der Rausch des Allerheiligentages sich zu verflüchtigen, und so fand ich die Leute für mein Vorhaben zugänglicher. Ich miete also die notwendigen Träger und machte mich am folgenden Tage mit einem derselben auf

den Rückweg. Um die Beschwernisse dieser Reise vollzumachen, hing es bald an zu regnen, ein Frost schüttelte mich, daß es mir war, als sollten meine Gelenke erstarren, und ich bekam bei dem beschwerlichen Aufstieg nach Tambo Leja deraußen heftige Schmerzen in den Knien, daß ich mich nur langsam fortzuschleppen konnte. Im Tambo mußte ich rasten und schickte deshalb meinen Träger voraus. Ein mitleidiger Viehhirte, der dort gerade beschäftigt war, Kaffee zu kochen, stärkte mich mit seinem erwärmenden Rabetrunk, und so konnte ich denn bald meine Wanderung fortsetzen. Sogar meinen Indianer konnte ich einholen; denn ihn trieb es ja nicht nach dem Pongo del Caimarachi, nicht zu Weib und Kind, die auf Nahrung warteten. Wir mußten sogar noch einmal unter dem freien Himmel, ohne Deden, auf dem nassen Erdboden nächtigen.

Am folgenden Tage kamen wir nachmittags bei den Meinen an. Ich war wie zerstückelt und dachte ein paar Stunden ruhen zu können, als bereits unsere Träger sich einfanden, um die Vorbereitungen zur Weiterreise zu treffen. Am folgenden Morgen brachten wir auf und da, wo ich tags zuvor die unerquickliche Nacht hatte verbringen müssen, schlugen die Indianer ein Schutzdach auf, unter dem wir ganz feilich schliefen.

Am frühen Morgen packten sie schon wieder ihre Lasten auf, und fort ging es nach Tambo Leja. An die Schreden dieses Weges werde ich mein Leben lang denken, und wenn ich Methusalems Alter erreiche. Ein Indianermädchen, die Tochter eines unserer Träger, hatte unseren Jungen, der nur mit einem dünnen Hemdchen bekleidet war, auf den Rücken genommen und war bald mit ihm unseren Wäldern entschwunden. Zum Überflusse begann es in Strömen zu regnen, mein Schwager Paul wurde durch ein Geschwür am Fuße marstig, unfähig, so daß ich die Last dem Humpelnden abnehmen und mit der meinigen weiterzuschleppen mußte. Auch meine tapfere Frau hieß es, bei dem beschwerlichen Wege, mehr als einmal stützen und vor allem beruhigen, denn das Vorauslaufen der wegfertigen Indianerin wollte ihr gar nicht recht behagen, da ihre das Mädchen völlig fremd war und sie dessen Innerer Lässigkeit nach nicht hätte experieren können.

Plötzlich kam die Indianerin ohne unseren Jungen zurück und schrie von weitem: „Kommt schnell, euer Kind sticht.“ Meine Frau stieß einen qualvollen Schrei des Entsetzens aus, mir drohte das Blut in den Adern zu stocken. Aber dann ging es weiter, über Wurzeln, Morast, Baumstämme, mit Aufbietung aller Kräfte, dem weit vor uns hinspringenden Mädchen nach. Was war geschehen? Ein Unfall? Ein Raubtier? Eine Entführung? Es waren die Möglichkeiten nicht auszudenken; nur weiter, immer weiter, um zu retten — wenn noch zu retten war!

Da lag in dem Tambo Leja unser armer, kleiner Junge starr und blau! Aber noch war Leben in ihm! Wir riefen ihn, flößten ihm Milch ein und wickelten ihn in eine Decke, während die Indianer ein wärmendes Feuer entzündeten, um bald konnten wir zu unserer unausprechlichen Freude sehen, daß der Knabe wieder zu sich kam. Nun konnte auch, nachdem wir uns von dem Schreden erholt und unsere Kraft geteilt hatten, die Reise weitergehen. Die Indianer packten auf, und wir marschierten langsam hinterher. Als wir am Nachmittag nach San Antonio hinabstiegen, sahen wir schon von weitem das Indianerhäuschen, mit unserem Duden auf dem Arm, in der StraÙe herumrennen.

Indessen mußten wir in San Antonio einen Tag rasten. Der Rio Cumbasa war nämlich stark angeschwollen und versperrte somit unseren Weg. Als wir aber dann in Tarapoto unseren Einzug hielten, fanden wir schon unser Häuschen zu unserem Empfang bereit, und unser ganzes Gepäcke da aufgestapelt. Don Carlos hatte außerdem für ein gutes, reichliches Mittagmahl Sorge getragen, und unsere Stimmung war denn auch nach den überstandenen Aufregungen eine bergnügliche. Sie konnte auch nicht durch die Eröffnung sonderlich getrübt werden, daß wir die Zeit in Tarapoto schlecht getroffen hätten, da, durch die merkwürdigerweise hier herrschende Hitze und anhaltende Dürre eine Hungersnot ausgebrochen sei.

Selbstverständlich machte ich mich am folgenden Tage wieder auf die Suche nach Panagebieten. Was ich da sah und fand, war nicht gerade sehr ermutigend. Die Dürre schien alles Leben wie ausgefressen zu haben. Infolgedessen war auf Monate hinaus nicht an eine lohnende Beschäftigung zu denken. Dafür aber hatte ich meine Malerei und Photographie. Ich hatte die Bekanntschaft einiger angelegener Bewohner Tarapotos gemacht, von denen wir um die Wochennachtszeit aufgefordert wurden, an einem großen Vergnügungsfest im Rio Cumbasa teilzunehmen. Bei solcher Gelegenheit pflegt der Tarapotino nicht zu sparen, denn die gedankenen Hüner und Spanferkel schmecken in Gottes freier Natur noch weit besser als zu Hause. Auch an Wein und Schnaps läßt man es nicht fehlen. Die Fische, die gefangen werden, spielen dabei eigentlich keine Rolle. Sie werden mit dem Saft der Barbacotawurzel, der in größeren Mengen in den Fluß gepossen wird, betäubt, und so treiben sie nun zappelnd und springend in die eingebauten Fangnetze. Dabei entwickelte sich ein ganz lebhaftes Geschäft für mich. Dem jedermann wollte photographiert sein, und da ich mit genügendem Material versehen war, so konnte ich die Wünsche der Herrschaften befriedigen.

Durch inzwischen eingetretene Regenflüsse hatte sich die verschmutzte Natur wieder erholt, und auch der Schmetterlingsfang kam wieder zu seinem Recht. So gestaltete sich der Aufenthalt in Tarapoto für uns zum Schluß doch recht angenehm. Jetzt erst zeigte es sich, daß der Ort sehr reich an landschaftlicher Schönheit ist. Tarapoto liegt auf einem sanft abfallenden Hügel im Cumbasatal und ist ringsum von Bergen und Hügelketten umgeben. Aber die reizvolle Blicke anderer tropischer Gegenden fehlt hier, selbst auch dann, wenn von Mai bis September die meist niedrigen Wolken im vollen Blütenkranz stehen.